



Willkommensfeier in der großen Dhamma-Halle

der blauen Schuluniform zum Verwechseln ähnlich sehen. Zudem werden die typischen Tänze der unterschiedlichen Ethnien in der traditionellen Tracht aus bunt bestickten Seidengewändern und viel Blumenschmuck aufgeführt, deren Grundschritte auch wir eines Tages erlernen sollen.

Irgendwann bilden alle einen großen Kreis, die alten Frauen sitzen auf Stühlen und die Jüngeren auf dem Boden. Wir knien uns vor die alten Frauen, die unsere Arme nehmen und uns weiße Bändchen umbinden. Sie geben uns dabei viele gute Wünsche mit auf den Weg und versprechen, dass wir uns jederzeit an sie wenden können, wenn uns etwas auf dem Herzen liegt oder wir Hilfe benötigen. Zwar verstehe ich kaum etwas von dem, was sie sagen, denn die wenigsten sprechen Englisch. Doch um die Herzlichkeit, die sie ausstrahlen, mit der sie uns alle willkommen heißen und uns in ihre Gemeinschaft aufnehmen, zu spüren, braucht es keine Worte. Manchmal gibt es solche Augenblicke im Leben, von denen ich mir wünsche, sie würden nie zu Ende gehen.

Später recherchiere ich, dass die Armbändchen „SaiSin“ genannt und in Thailand typischerweise bei Willkommens- und Abschiedsmomenten verschenkt werden. Der Brauch ist in ganz Thailand sehr beliebt. Man darf sie nicht abschneiden, sie sollen Glück bringen und fallen irgendwann von selbst ab.

Schließlich stehen alle auf, verschränken die Arme, halten sich an den Händen und singen ein trauriges, schönes Lied. Nach dem obligatorischen Gruppenfoto ist die „Party“ dann auch leider schon wieder zu Ende und wir gehen zurück in unsere Hütten.

Bis zu diesem Zeitpunkt hatte ich angenommen, dass die Dhamma-Halle ein heiliger Ort ist, der außer dem gemeinsamen Frühstück den Mönchen und ihrer Lehre vorbehalten ist. An diesem Abend stelle ich fest, dass hier durchaus auch gefeiert wird!

Oma

Kaum jemand steht mir während meiner Zeit in der Sisa Asoke so nahe wie „Oma“. So hatte sich mir die kleine, quicklebendige, wuselige Dame mit getönerter Brille und schwarzem Gewand vorgestellt, als sie mich an meinem ersten Tag nach der anstrengenden Reise mit einer Tasse Kakao überraschte.

„Oma“ war früher Kunstlehrerin in Bangkok. Auch in der Asoke ist ihr Leben stark von der Kunst geprägt: Ihre Haupttätigkeit und größte Leidenschaft gilt dem Malen großformatiger Bilder auf Leinwände. Letztere werden für sie von einer Freundin von Hand gefertigt. Dargestellt sind meist bunte Szenen aus Buddhas Leben oder Porträts von Phra Bhodirak, dem Gründer und geistigen Oberhaupt der Asoke-Bewegung. Auf all ihren Bildern findet sich ein Hinweis darauf, dass sie niemals vermarktet werden dürfen, denn „Oma“ hat sie nur aus „Tam bun“, aus selbstloser Hingabe geschaffen. Nirgendwo dagegen ist der Name der begabten Künstlerin vermerkt. Außer dem Malen betreut „Oma“ einige der Arbeiter, an die sie Aufgaben verteilt und denen sie jeden Morgen ein beachtliches Lunchpaket richtet. Die Arbeiter kommen täglich aus den umliegenden Dörfern und arbeiten in der Landwirtschaft der Asoke mit. Zu ihren Aufgaben gehört auch, jeden Morgen die Tempelglocke zu schlagen und für dessen Instandhaltung zu sorgen.

„Oma“ ist zweifache Mutter. Ihre Tochter kommt sie mit ihrer Enkelin in unregelmäßigen Abständen in der Asoke besuchen. Sie ist es auch, die uns Freiwillige an einem Wochenende im November in ihre Heimatstadt Surin, die ebenfalls im Isaan liegt, einlädt. Dort findet alljährlich das Elefantenfestival statt, für das die Stadt im ganzen Land bekannt ist. Außer ihr hat „Oma“ einen erwachsenen Sohn, den sie nur selten erwähnt. Von ihrem Mann lebt „Oma“ seit dreißig Jahren geschieden. Dieser war der Dhamma, der buddhistischen Lehre, weniger zugeeignet, als sie selbst.

„Oma“ wohnt recht zentral gegenüber eines der kleinen Klassenräume in einer bescheidenen Hütte, deren oberer Stock Schlafzimmer, Wohnzimmer und Atelier zugleich ist. Im Erdgeschoss befinden sich eine Kochzeile und eine Nasszelle. Um ihr Haus hat „Oma“ kleine Heilpflanzenbeete angelegt. Außerdem sind bei ihr sämtliche Topfpflanzen untergebracht, die jedes Mal, wenn Phra Bhodirak zu Besuch kommt, als Dekoration in die Halle gebracht werden. Zu ihrem Besitz gehört außerdem ein quietschgrünes Jamaika-Fahrrad mit kleinem Playboy-Sticker am Korb.

Was „Oma“ zudem zu einer außergewöhnlichen Person macht – und an dieser Stelle kommen wir Freiwilligen ins Spiel –, ist die Tatsache, dass sie mit unseren Vorfreiwilligen begonnen hatte, Deutsch zu lernen. Zu Beginn meines Freiwilligendienstes lerne ich mit ihr phasenweise nahezu täglich ein bis zwei Stunden in dem kleinen Klassenraum gegenüber von ihrem Haus. Später fällt es uns zunehmend schwerer, einen festen Zeitpunkt zu finden. Stattdessen lernen wir neue Vokabeln beim Frühstück, bei der Arbeit oder abends in ihrer gemütlichen Hütte, bei der ich häufig vorbeigehe, um neugierig nachzuschauen, wie weit sie in der Zwischenzeit mit ihrem Kunstwerk vorangekommen ist. Immer hat „Oma“ einen ihrer originellen, mit dem Messer von Hand angespitzten Bleistifte und einen Papierblock in der Tasche. Manchmal hole ich mir auch einen Ratschlag für meine eigenen, eher kläglichen Zeichenversuche. Oft kommt es vor, dass sie mir eine Tasse Limonade, Tamarindensaft oder sonstige Naschereien bringt. Es erstaunt mich jedes Mal aufs Neue, mit welcher Ausdauer, welchem Ehrgeiz „Oma“ neue Vokabeln und Sätze in einer Sprache lernt, deren Aussprache für Thais sehr ungewohnt ist und die außerdem voller komplizierter Grammatikregeln steckt, die aus ihrer Sicht schlichtweg überflüssig sein müssen. Thais gebrauchen in ihrer Muttersprache nämlich weder Konjugationen oder Pronomen noch komplizierte Zeitformen und unterscheiden nicht zwischen Singular und Plural. „Das ist nun einmal Grammatik!“ – zu oft muss sich „Oma“ mit diesem Satz als Antwort zufriedengeben, wenn ihr etwas einfach nicht logisch erscheint. „Grammatik“, das muss in ihren Augen etwas Großes, Unverständliches sein, das sie nie so ganz durchschauen wird und das es nicht zu hinterfragen, sondern einfach zu akzeptieren gilt. Selbstverständlich sind diese vielen Stunden auch meinem Thai zugute gekommen. „Oma“ wird nicht müde, ein Wort so lange für mich zu wiederholen, bis sie meine Aussprache halbwegs zufriedenstellend findet. Doch damit nicht genug: Als wir in den Wintermonaten Besuch von der Französin Chloé haben, nutzt „Oma“ die Gelegenheit, ein paar französische Vokabeln auf-

zuschlappen. Ebenso als Rodrigo, ein Halbchilene, da ist und mit ihr Spanisch lernt. „Oma“ wird auch nicht müde, das Gelernte voller Eifer weiterzugeben und so ist es keine Seltenheit, dass wir morgens beim Frühstück mit einem freudigen „Guten Morgen!“ von „Omas“ Freundinnen begrüßt werden.

So ausdauernd und wissbegierig sich „Oma“ für die deutsche, französische und spanische Sprache begeistern kann, so vehement sträubt sie sich dagegen, Englisch zu lernen. Vielleicht steht die englische Sprache in ihren Augen für eine Welt fernab der Asoke, in der jeder nur an sich denkt und die vielen schlimmen Dinge geschehen, von denen die Nachrichten täglich berichten. Die deutsche Sprache dagegen ist für „Oma“ das Fenster zu uns Freiwilligen, die zwar aus dieser Welt kommen, aber für sie gewissermaßen eine Ausnahme darstellen.

Einmal halte ich eine meiner wenigen Englischstunden vor einer kleinen Gruppe Erwachsener. Nachdem sich „Oma“ zu uns gesellt hat, gibt sie solange keine Ruhe, bis sie mich schließlich dazu gebracht hat, meine Englischstunde in eine Deutschstunde für alle zu verwandeln.

„Oma“ ist es auch, die uns in die vielen Regeln der thailändischen Kultur und besonders in jene strengen Verhaltensgebote des Tempels einführt. Wann immer wir Mädels einmal ein aus ihrer Sicht zu knappes Oberteil oder einen zu durchscheinenden Rock tragen – sei es aus Nachlässigkeit oder ganz bewusst, um heimlich gewisse Toleranzgrenzen auszutesten – so wie bei sämtlichen anderen größeren und kleineren Verstößen, weist sie uns stets freundlich, aber bestimmt darauf hin. Ja, sie entschuldigte sich regelrecht für die Zurechtweisung. „Oma“ bringt mehr Verständnis als alle anderen für uns auf, weil sie stets im Hinterkopf hat, dass wir in einer anderen Kultur großgeworden sind. Als ich einmal in Sportkleidung zum Joggen aus der Asoke husche und eine ältere Frau sich über mein Outfit entrüstet, verteidigt sie mich lautstark. Mit der Zeit kenne ich den Gesichtsausdruck nur zu gut, den sie aufsetzt, bevor sie zu einem solchen Hinweis ansetzt: „Carlaaa, Entschuldigung, Kultuuuur!“. Stets tut sie das mit einem Lachen, das ihrem Gegenüber erlaubt, sein Gesicht zu wahren. Solche Hinweise sind sehr häufig, aber kein einziges Mal fühle ich mich von ihr bloßgestellt. Auch betont sie immer, warum sie mich auf solche Dinge hinweist: nicht um mich zu ärgern, sondern gerade weil sie mich besonders lieb hat.

„Oma“ gehört zu den Menschen, die die Asoke praktisch nie verlassen. Äußerst selten lässt sie sich nach Kantharak, die nächstgelegene Kleinstadt, bringen, um Geld am Automaten abzuheben, ihre Künstlerutensilien zu besorgen, oder ab und an auch kleine Leckereien, die es in der Asoke nicht gibt. In vielen Aspek-

ten ist „Oma“ ein ganz typisches Asoke-Mitglied: eine alleinstehende, sehr religiöse und fromme Dame mit wenigen Ansprüchen, die die sechzig überschritten und sich für einen einfachen, bescheidenen Lebensstil entschieden hat. Für sie könnte es keinen besseren Ort zum Altwerden geben: Hier wird sie gebraucht, die Gemeinschaft sorgt für sie. Zum Leben in der Gemeinde trägt sie das bei, was sie einmal gelernt hat und wofür sie Talent besitzt. Die meisten Thais haben keine Pflege- oder Krankenversicherung und bekommen, wenn überhaupt, nur eine sehr kleine Rente.

„Oma“ ist so bescheiden, dass sie mir nicht einmal ihr genaues Geburtsdatum verrät, weil sie nicht möchte, dass wir ihr etwas schenken. Doch an manchen Tagen ist sie plötzlich ausgelassen, dann kann man sie mit schulterfreiem Oberteil voller Elan den Farbpinsel in ihrem Atelier schwingen sehen, während aus dem alten CD-Player ihre Lieblingssongs von John Lennon tönen. In solchen Momenten meine ich, in ihren Augen etwas von dem Leben aufblitzen zu sehen, das sie einmal geführt haben muss, lange bevor sie der Asoke beitrat. Zu gerne hätte ich sie damals erlebt.

Mit nur wenigen Menschen kann ich so viel lachen wie mit „Oma“. So zum Beispiel, wenn sie mich morgens beim Tempelfegen besuchen kommt und mir aufmunternd zuruft „Verdienst, Verdienst!“. Sie meint damit, dass ich mit der Arbeit mein Karma aufbessern würde und dass sie sich deshalb mit mir freue. Manchmal gibt sie mir auch den Tipp, dass es von größerem Vorteil für mein Karma sei, wenn ich im Innenhof des Tempels, anstatt auf dem Weg davor fege. Und wenn sie „Freizeit, entspannen!“ ruft, dann akzeptiert sie keine Widerrede: Ich darf keinen weiteren Besenstrich machen. Manchmal lachen wir auch aus unterschiedlichen Gründen und fühlen uns dabei dennoch verbunden.

Eines Morgens ist ihre schwarze Weste von lauter bunten Farbkleksen und -spritzern bedeckt. Als ich sie erstaunt frage, was denn passiert sei, meint sie, ihr sei eben langweilig gewesen und da habe sie begonnen, ihre Kleidung zu bemalen.

So redselig und gesellig „Oma“ auch ist, trifft man sie nur sehr selten bei größeren Festlichkeiten und Versammlungen an, denn sie fühlt sich unbehaglich in größeren Menschenmengen.

Besonders in der Anfangszeit verwöhnt sie uns fast täglich mit kleinen Überraschungen: mit frischem Salat, den es nur an einem bestimmten Marktstand in der Stadt zu kaufen gibt und von dem sie weiß, dass wir ihn gerne mögen, Früchten, Süßigkeiten oder ihrer selbstgemachten Limetten-Honig-Limonade. Manchmal zweigt sie vom Frühstück, wo ihr aufgrund ihres Alters ein Platz weit vorne in der Reihe zusteht, besondere Köstlichkeiten für uns ab.